

Nr. 94. **Bromberg, den 25. September** **1924.**

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

(9. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Dächer, die mit Metall oder Ziegeln eingedeckt sind, machen in der Regel erst nach einer Reihe von Jahren eine Reparatur nötig; bei Schieferdächern ist es anders. Durch die Rüstungen und das Besteigen der Dachfläche während des Eindeckens entstehen unvermeidlich allerlei Beschädigungen der Schieferplatten, die sich nicht immer sogleich zeigen. Die ersten drei Jahre nach beendeter Ein- oder Umdeckung verlangen oft bedeutendere Nachbesserungen, als die fünfzig nächstfolgenden. Zu dieser alten Erfahrung gab auch das Kirchendach von Sankt Georg seinen Beleg. Die Schieferdecke des Turmes dagegen, die Apollonius allein besorgt, legte genügendes Zeugnis ab von ihres Schöpfers eigensinniger Gewissenhaftigkeit. Die Dohlen, die sie bewohnten, hätten noch lange Zeit Ruhe gehabt vor seinem Fahrzeug, hätte nicht ein alter Klempnermeister seinen kirchlichen Sinn durch Stiftung einer blechernen Zierrat an den Tag legen wollen. Es war ein Blumenkranz, den Apollonius dem Turmdach umlegen sollte, um dessentwillen er diesmal seine Leiter an der Helmstange anknüpfte. Vor etwas mehr als einem halben Jahre hatte er sie abgenommen.

Unterdes war sein angestrengtes Bestreben nicht ohne Erfolg geblieben. Die alten Kunden hatte er festgehalten und neue dazu gewonnen. Die Gläubiger hatten ihre Zinsen und eine kleine Abschlagszahlung für das erste Jahr, das Vertrauen und die Achtung vor Apollonius wuchs mit jedem Tage; mit ihnen seine Hoffnung und seine Kraft, die er mit verdoppelter Anstrengung bezahlte.

Daß man dasselbe von seinem Bruder sagen könnte! von dem Verständnis der beiden Gatten! Es war ein Glück für Apollonius, daß er mit seiner ganzen Seele bei seinem Vorhaben sein mußte, daß er keine Zeit übrig behielt, dem Bruder Schritt vor Schritt mit Augen und Herz zu folgen, zu sehen, wie der immer tiefer sank, den zu retten er sich mühte. Wenn er sich freute über sein Gelingen, so war es aus Treue gegen den Bruder und dessen Angehörigen; der Bruder sah etwas anderes in seiner Freude und dachte auf nichts, als sie zu stören. Es kam weit mit Fritz Nettenmair. Im Anfang hatte er den größten Teil des wöchentlich für seinen Hausstand Ausgesetzten der Frau übergeben. Dann behielt er immer mehr zurück und zuletzt trug er das Ganze dahin, wohin ihn das Bedürfnis, durch Traktieren sich Schmeichler zu erkaufen, treuer gefolgt war, als die Achtung der Stadt. Die Erfahrung an den „bedeutenden“ Leuten hatte ihn nicht bekehrt. Die Frau hatte sich kümmerlicher und kümmerlicher behelfen müssen. Der alte Valentin sah ihre Not, und von nun an ging das Haushaltgeld nicht mehr durch ihres Mannes, sondern durch Valentins Hände. Und zuletzt wurde Valentin ihr Schatzmeister und gab ihr nie mehr, als sie augenblicklich bedurfte, weil das Geld in ihren Händen nicht mehr vor dem Manne sicher war. Sie mußte das, wie alles, von ihm entgelten. Er war schon gewohnt, an der ganzen Welt, die ihn verfolgte, an sich selbst, an dem Gelingen Apollonius', in ihr sich zu rächen. Valentin hätte ihn schon lange darum bei Apollonius verklagt, wenn nicht die Frau selber ihn daran gehindert hätte. Es war ihr eine Genugtuung, um den Mann zu leiden, der ja mehr um sie und ihre Kinder litt. Wußte sie Apollonius im Sturm auf der Reise, dann weilte sie stundenlang im unbedeckten Hofe. Das Wetter, das ihn traf, sollte auch sie treffen. Sie wollte eine gleich schwere Last tragen, wenn sie die seine nicht erleichtern konnte. So weit trieb sie ihre Opferlust. Sonst benutzte sie die Zeit, die ihr Wirtschaft und Kinder übrig ließen, zu allerlei Arbeiten, die Valentin als ihr Agent vertrieb. Das Geld dafür verwandte sie zum Teil — sie konnte lieber hungern, wenn auch nicht ihre Kinder hungern sehen — die Wohnstube mit allerlei zu schmücken, wovon sie wußte, daß Apollonius es liebte. Und doch wußte sie, Apollonius kam nie dahin, er sah es nie. Aber sie hätte es nicht getan, wußte sie, er würde es sehen.

Ihr Gatte sah es, so oft er in die Stube trat. Ihm entging nichts, was seinem Zorne und seinem Hasse einen Vorwand entgegenbringen konnte. Er sah die Haare seiner Knaben in Schrauben gedreht, wie sie Apollonius trug; er sah die Ähnlichkeit mit Apollonius in den Zügen der Frau und der Kinder entstehen und wachsen; er hatte ein Auge für alles, was seines Weibes Verehrung für den Bruder, was ihr bewußtes, selbst was ihr unbewußtes sich Hineinbilden in des Verhaßten eigenste Eigenheit ausplauderte; er verfolgte dessen Einfluß bis zu dem rechtwinkligen Stande der Wirbel an der Fenstersäule. Dann begann er auf Apollonius zu schimpfen. Und in Ausdrücken, als müßte nun auch er zeigen, wie viel man von fremder Art annehmen könne. Waren die Kinder zugegen, so war es der Frau erste Sorge, sie zu entfernen. Sie sollten seine Roheit nicht kennen und den Vater verachten lernen. Nicht um seinet-, um der Kinder willen. Er verriet nicht, wie gern er „die Spione“ los war. Ihm war es nicht um die Kinder, nur um sich selbst. So einsam hatte ihn die Verderbnis schon gemacht. Ohne ihr es zu gestehen, fürchtete er die Anklage der Kinder bei Apollonius. Er dachte nicht, daß die Frau selbst ihn verklagen könnte, von der er doch annahm, sie treffe sich mit Apollonius. Leidenschaft und wüstes Leben hatten sein geringes Klarheitsbedürfnis aufgezehrt. Seine Voraussetzungen mochten sich widersprechen, widersprachen sie nur nicht der Stimmung des Augenblicks, der Eigenwilligkeit seiner Leidenschaft. Alles, was er im Zimmer sah, war ihm ein neuer Beweis seiner Schande. Wie sollte er glauben, es habe einen anderen Zweck, als von Apollonius bemerkt zu werden! Wenn sie ihm dann sagt, sie mög' er schimpfen, nur Apollonius nicht, dann zeigt ihm das scharfe Auge der Eifersucht, wie sie einen Genuß darin findet, um Apollonius zu leiden. Er wirft's ihr vor, und sie leugnet's nicht. Sie sagt ihm: weil er um mich leidet und um deine Kinder. Er gibt sein mühsam Erspartes her, um zu ersetzen, wenn der Mann ihren Kindern das wöchentlich Ausgesetzte raubt. „Und das sagt er dir? Das hat er dir gesagt?“ lacht der Mann mit wilder Freude, sie auf dem Geständnis zu ertappen, daß sie sich mit ihm trifft. „Er nicht,“ zürnt die Frau, daß der Verachtete Apollonius mit seinem Maße mißt. Er, der Gatte, verkleinert, was andere für ihn taten, und rückt, was er für andere tut, diesen unaufhörlich und übertreibend vor. Apollonius dagegen vergrößert das Empfangene; von dem, was er erweist, redet er nicht, oder er selbst verkleinert's, um dem anderen Bitte, Annahme und Verpflichtungsbewußtsein zu erleichtern. Apollonius selbst sollte es sagen! Der alte Valentin hat's gesagt. Der hat ja die Uhr selbst als seine verkauft, die Apollonius von Köln mitbrachte. Apollonius hat ihm verboten, es ihr zu sagen. — „Und auch zu sagen, daß er's ihm verboten hat?“ lacht der Gatte. Und es ist etwas von Verachtung in seinem Lachen. Solche Dinge kann man dem Träumer zutrauen; aber jetzt will er's ihm nicht zutrauen. „Freilich.“ lacht er noch wilder. „Ein noch Dümmerer als der Träumer weiß, umsonst tut's keine. Die Schlechteste hält sich eines Preises wert. Eine mit solchen Haaren und mit solchen Augen, solchem Leib!“ Er greift

ihr in die Haare und sieht ihr in die Augen mit einem Blick, vor dem die Reinheit erröten muß, den nur die Verworfenheit lachend erträgt. Er nimmt das Erröten für ein Geständnis und lacht noch wilder. „Du willst sagen, ich bin noch schlechter als er. Hahaha! Du hast recht. Ich hab' solch eine geheiratet. Das hätt' er nicht. Dazu ist er doch nicht schlecht genug!"

Jeder Tag, jede Nacht brachte solche Auftritte. Wußte Fritz Nettenmair den Bruder auswärts oder auf seiner Kammer und den alten Herrn im Gärtchen, dann ließ er seinen Zorn an Tischen und Stühlen aus. An der Frau selber sich zu vergreifen, wagte er noch nicht. Erst muß ihr die Wut einmal über den Zauberkreis hinwegreißen, den ihre Unschuld, die Hoheit stillen Duldens um sie zieht. Ist es einmal geschehen, dann hat der Zauber seine Macht verloren und er wird zuletzt aus bloßer Gewohnheit tun, wovor er jetzt noch zurückschreckt. Die Menschen wissen nicht, was sie tun, wenn sie sagen: „ich tu's ja nur dies eine Mal." Sie wissen nicht, welch' wohltätigen Zauber sie zerstören. Daß Einmal nie Einmal bleibt.

Der alte Valentin mußte doch nicht Wort gehalten haben oder es führte Apollonius ein Zufall an der Tür vorbei, als der Bruder ihn fern glaubte. Er hörte das Poltern, den wilden Zornesausbruch des Bruders, er hörte den reinen Klang von der Stimme der Frau dazwischen, noch in der Aufregung rein und wohlklingend. Er hörte beide, ohne zu verstehen, was sie sprachen. Er erschrak. So weit gekommen hatte er sich das Zerwürfnis nicht vorgestellt. Und er war schuld an dem Zerwürfnis. Er mußte tun, was er konnte, den Zustand zu bessern.

Der Bruder blieb erst wie versteinert in seiner drohenden Stellung, als er den Eintretenden erblickte. Er hatte das Gefühl eines Menschen, der plötzlich bei einem Unrechte überrascht wird. Hätte ihn Apollonius angelassen, wie er verdiente, er wäre vor ihm gekrochen. Aber Apollonius wollte ja versöhnen und sprach das ruhig und herzlich aus. Er hätte es freilich wissen können, er hatte es oft genug erfahren, seine Milde gab dem Bruder nur Mut zu höhnendem Trotz. Er erfuhr es jetzt wieder. Fritz verhöhnte ihn wild lachend, daß er einen Vorwand mache, wo er Herr sei. Ob er sich deshalb zum Herrn des Hauses gemacht? Er wußte, er an Apollonius Stelle wäre anders aufgetreten. Er hätte es die fühlen lassen, die er in seiner Gewalt wußte. Er war ein ehrlicher Kerl und brauchte nicht schön zu tun. Dazu fiel ihm ein, wie oft er vergeblich die Tür umschlichen, um Apollonius in der Stube zu überraschen. Jetzt war er ja da in der Stube. Er war hereingebeten, weil er ihn nicht zu finden meinte. Apollonius wars, der erschrecken mußte, Apollonius war der Ertappte, nicht er. Die Versöhnung war nur der erste, beste Vorwand, nach dem Apollonius griff. Darum war er so kleinlaut. Darum erschrak die Frau, die ihn glauben machen wollte, Apollonius komme nie in das Zimmer. Darum sah sie so flehend zu ihm auf. Der verachtende Blick, mit dem sie ihn noch eben gemessen, war mit der Larve der erheuchelten Unschuld plötzlich von ihrem schuldbewußten Angesicht gerissen. Nun wußte er gewiß, es war nichts mehr zu verhindern, nur noch zu vergelten. Er konnte nun dem Bruder zeigen, er kannte ihn, und hatte ihn immer gekannt.

Er wies auf die Frau. „Sie bettelt, ich soll gehen. Wozu? Ich seh' zum Fenster hinaus. Das ist ebensogut. Ich seh' nicht, was ihr treibt."

Apollonius verstand ihn nicht. Die Frau wußte es, ohne ihn anzusehen. Sie wollte hinaus. In seiner Gegenwart erniedrigt zu werden bis zum Kot unter den Füßen, das trug sie nicht. Der Gatte hielt sie fest mit wildem Griff. Er packte sie wie ein Raubvogel. Sie hätte laut schreien müssen, zehrte der Seelenschmerz den körperlichen nicht auf. „Kehr' dich nicht daran, daß sie fort will," schluchzte Fritz Nettenmair vor krampfhaftem Lachen und faßte den Bruder so mit den Augen, wie er die Frau mit seiner Hand gepackt hielt. „Brauchst nicht ängstlich zu sein. Ich kehr' nur den Rücken, so ist sie wieder da. So redet doch miteinander. Du, sag' ihm, daß du ihn nicht leiden kannst; ich glaub's ja; was glaubt ein Mann so einer nicht? Und du, gib ihr Lehren, von Köln, wo du alles gelernt hast, wie man seinen Bruder von Haus und Geschäft vertreibt, um — nun, um — hahaha! sag' ihr doch: ein Weib soll willig sein. Was? O solch ein willig Weib ist — sag' ihr doch, was so eine ist. Sie weiß es noch nicht, die — Unschuld! hahaha!"

Apollonius begriff nichts von dem, was er hörte und sah. Aber der Mißbrauch der männlichen Stärke an einem ohnmächtigen Weibe empörte ihn. Unwillig riß dies Gefühl ihn hin. Er verdoppelte seine ohnehin dem Bruder weit überlegene Kraft, als er den packenden Arm faßte: so daß dieser die Beute los ließ und herabfiel wie gelähmt. Die Frau wollte hinaus, aber sie brach kraftlos zusammen. Apollonius fing sie auf und lehnte sie ins Sofa. Dann stand er wie ein zürnender Engel vor dem Bruder. „Ich habe dich durch Milde gewinnen wollen, aber du bist sie nicht wert. Ich habe viel von dir ertragen und will's noch," sagte Apollonius; „du bist mein Bruder. Du gibst mir schuld, ich habe dich ins Unglück gestürzt; Gott ist mein Zeuge, ich hab' alles getan, was ich wußte, dich zu halten. Für wen hab' ich getan, was du mir vorwirfst, als für dich und um deine Ehre und deine Frau und deine Kinder zu retten? Wer hat mich dazu gezwungen, gegen dich streng zu sein? Für wen schaff' ich? für wen wach' ich? Wenn du wüßtest, wie mich schmerzt, daß du mich zwingst, dir aufzurücken, was ich für dich tue! Weiß es Gott, du zwingst mich dazu; ich hab's noch nicht getan, weder vor anderen, noch vor mir selbst. Du weißt es selbst, daß du nur einen Vorwand suchst, um unbrüderlich gegen mich zu sein. Ich weiß es und will dich ertragen forthin wie bis jetzt. Aber daß du aus der Abneigung deiner Frau gegen mich einen Vorwand machst, auch sie zu quälen und sie zu behandeln, wie kein braver Mann ein braves Weib behandelt, das duld' ich nicht."

Fritz Nettenmair lachte entsetzlich auf. Der Bruder hatte ihn auf alle Weise in Schande gebracht und wollte noch den Tugendhaften gegen ihn spielen, den unschuldig Beleidigten, den ritterlichen Beschützer der unschuldig Beleidigten. „Ein braves Weib! Ein so braves Weib! O freilich! Ist sie's nicht! Du sagst's und du bist ein braver Mann. Haha! Wer muß es besser wissen, ob ein Weib brav ist, als solch ein braver Mann? Du hast mich nicht um alles gebracht? Du mußt mich noch um meinen Verstand bringen, damit ich dein Märchen glaube. Sie ist dir abgeneigt? sie kann dich nicht leiden? Ja du weißt's noch nicht, wie sehr. Ich darf nur fort sein, so wird sie dir's sagen. Dann wird dir's schlecht gehn! Sie wird dich erdrücken, damit du ihr's glaubst. Wenn ich dabei bin, sagt sie's nicht. So was sagt eine nicht, wenn der Mann dabei ist, wenn sie brav ist, wie die. Warum sagst du nicht, du kannst sie auch nicht leiden? O ich hab' schon keinen Verstand mehr! Ich glaub' schon alles, was ihr mir sagt!"

Fritz Nettenmair war in der Vergeßlichkeit der Leidenschaft überzeugt, die beiden hatten das Märchen von der Abneigung erfunden.

Apollonius stand erschrocken. Er mußte sich sagen, was er nicht glauben wollte. Der Bruder las in seinem Gesichte Schrecken über ein aufdämmerndes Licht. Unwille und Schmerz über Verkennung. Und es war alles so wahr, was er sah, daß er es glauben mußte. Er verstummte vor den Gedanken, die wie Blitze ihm durch das Gehirn schlugen. So war's doch noch zu verhindern gewesen! noch aufzuhalten, was kommen mußte! Und wieder war er selbst — Aber Apollonius — das sah er trotz seiner Verwirrung — zweifelte noch und konnte nicht glauben. So war sein Wahnsinn wohl noch gut zu machen, so war's vielleicht noch zu verhindern, war noch anzuhalten, was kommen mußte, und wenn auch nur für heut' und morgen noch. Aber wie? wenn er einen wilden Scherz daraus machte? Dergleichen Scherze fielen an ihm nicht auf, und Apollonius war ihm ja schon wieder der Träumer geworden, der alles glaubte, was man ihm sagte. Und er selber wieder einer, der das Leben kennt, der mit Träumern umzugehen weiß. Er mußte es wenigstens versuchen. Aber schnell, ehe Apollonius die Fremdheit des Gedankens überwunden, mit dem er kämpfte. Er brach in ein Gelächter aus, eine schaurige Karikatur des jovialen Lachens, womit er ehedem seine eigenen Einfälle zu belohnen pflegte. Es war verwünscht, daß Apollonius sich glauben machen ließ, Fritz Nettenmair sei eifersüchtig! Der joviale Fritz Nettenmair! Und noch dazu auf ihn. Es war noch nichts Verwünschteres auf der Welt passiert als das! Er las in der Frau Gesicht, wie die Wendung sie erleichterte. Er wagte es, sich auf sie zu berufen, wie verwünscht das sei. Ihre Bejahung machte ihn noch kühner. Er lachte nun über die Frau, die so verwünscht sei, ihm zornig vorzuhalten, daß er sie von der Gnade des Gehaßten abhängig gemacht, und lachte, daß daher die kleinen Ehezwiste kamen. Er lachte über Apollonius, daß er einen kleinen Zank so ernst nahm. Wo waren die Eheleute, bei denen dergleichen nicht vorkam? Man sah eben, daß Apollonius noch ein Junggeselle war!

Apollonius hörte die Stimme des Bauherrn in der Hausflur, der nach ihm fragte, und ging rasch hinaus, damit der Bauherr nicht hereinkomme und Zeuge des Auftritts werde. Der Bruder hörte sie zusammen weggehen. Er war noch keineswegs beruhigt. Das ehrliche Gesicht Apollonius kämpfte, als er hinaus ging, noch immer mit dem Gedanken. Fritz Nettenmair war voll Wut über sich selbst und mußte sie an der Frau auslassen. Er fühlte in dem Augenblick, daß er alles tue, was ein Weib schlecht machen kann. Ihr Blick verriet ihm, wie sie sich selbst verachtete wegen des Ja, das sie sich hatte abzwingen lassen müssen; wie sie sich sagte, daß nun nichts mehr an ihr zu verderben sei. Er mußte es fürchten, wenn sie das sich selbst sagte. Er durfte sie so weit nicht kommen lassen. Er wußte das, und gleichwohl höhnte

er, sie könne ja auch lügen, so geschickt als irgend eine. Er war nie sein Herr gewesen; jetzt war er's weniger als je.

In Fritz Nettenmair kämpfte heute eine Leidenschaft die andere nieder. Es zog ihn die wüste Gewohnheit, im Trunk sich zu vergessen, an hundert Ketten aus dem Hause; die Furcht der Eifersucht hielt ihn mit tausend Krallen darin fest. Hatte der Bruder noch nicht daran gedacht, was er haben konnte, wenn er nur wollte; er selbst hatte ihn nun auf den Gedanken gebracht. Und war der Bruder so brav, als er sich stellte, seine alte Liebe, die Liebe und Schönheit der Frau — Fritz Nettenmair hatte es nie so lebhaft gefühlt, wie schön die Frau war — seine eigene Abhängigkeit von Apollonius, der Haß der Frau gegen ihn, die Gelegenheit des Zusammenwohnens, und, was all diesen Dingen erst die Gewalt gab über seine Furcht, das Bewußtsein seiner Schuld! Und war Apollonius so brav, als er sich stellt, solchen Mächten gegenüber kann er ihm nicht trauen. Den ganzen Tag rechnete er an seiner Angst herum und ließ seine Frau nicht aus seinen Augen. Erst wie es ruhig wird um ihn, die Frau hat die Kinder zu Bett gebracht und selbst zur Ruhe gegangen ist, und er kein Licht mehr sieht in Apollonius' Fenstern, da lassen ihn die Krallen, und die Ketten ziehen desto stärker. Er verschließt die Hintertür, die Apollonius von den Räumen des Hauses trennt, er schiebt auch noch den Riegel vor, er schließt sogar die Treppentür der Emporlaube und zuletzt die Tür, durch die er geht. Er hat Ursache zu eilen, ohne daß er es weiß. Der Geselle darf nicht lange mehr warten. Fritz Nettenmair weiß es noch nicht: Apollonius hat es beim Grubenherrn dahin gebracht, daß der Geselle aus der Arbeit entlassen ist; und bei der Polizei, daß er morgen sich nicht mehr in der Gegend sehen lassen darf. Der Geselle ist fertig zur Abreise; von dem Wirtshaus hinweg geht er in die weite Welt; er will nur noch Abschied nehmen von seinem ehemaligen Herrn und ihm noch etwas sagen.

Es gibt nicht viel mehr auf der Welt, woran Fritz Nettenmair hängt. Der Weg, den er geht, führt immer weiter ab von dem, was ihm das Liebste war; es ist unwiederbringlich für ihn verloren. Der Bewunderte und Geschmeichelte wird er nie wieder. An seiner Frau hängt er nur noch durch die glühende Kette der Eifersucht gefesselt. An dem Vater hat er nie gehangen; den Bruder haßt er. Er haßt und weiß sich gehaßt oder glaubt sich gehaßt in seinem Wahn. Das kleine Ännchen würde sich an ihn drängen mit aller Kraft eines liebebedürftigen Kinderherzens, aber er scheucht das Kind mit Haß von sich; sie ist ihm „der Spion". Nur an einem Menschen noch hängt sein Herz, an dem, der es am wenigsten um ihn verdient. Er kennt ihn und weiß, der Mensch hat ihn betrogen, hat geholfen, ihn zu Grunde zu richten, und dennoch hängt er an ihm. Der Mensch haßt Apollonius, er ist der einzige außer ihm, der Apollonius haßt, und deshalb hängt Apollonius' Bruder an ihm!

Fritz Nettenmair begleitete den Gesellen eine Strecke Wegs. Der Geselle will schneller ausschreiten und dankt darum für weitere Begleitung. Wenn andere scheiden, ist ihr letztes Gespräch von dem, was sie gemeinsam lieben; das letzte Gespräch Fritz Nettenmairs und des Gesellen ist von ihrem Haß. Der Geselle weiß, Apollonius hätte ihn gern ins Zuchthaus gebracht, wenn er gekonnt. Wie sie nun einander scheidend gegenüberstehen, mißt der Geselle den anderen mit seinem Blick. Es war ein böser, lauernder Blick, ein grimmig verstohlener Blick, welcher Fritz Nettenmair fragte, ohne daß der es hören sollte, ob er auch bereit sei zu irgendetwas, was er nicht aussprach. Dann sagte er mit einer heiseren Stimme, die einem anderen aufgefallen wäre, aber Fritz Nettenmair war die Stimme gewohnt: „Und was ich sagen wollte: Ihr werdet bald Trauer haben. Ich hab' ihn neulich gesehn." Er brauchte keinen Nam n zu nennen, Fritz Nettenmair wußte, wen er meinte. „Es gibt Leute, die mehr sehn, als andere," fuhr der Geselle fort. „Es gibt Leute, die einem Schieferdecker ansehn, wenn er noch in dem Jahr herunter muß, daß sie ihn getragen bringen und sehen ihn daliegen, nur er selber nicht mehr. Ein alter Schieferdeckergesell hat mir das Geheimnis gesagt, wie man zu dem „Fronweißblick" kommt. Ich hab' ihn. Und nun leb' wohl. Und ergib dich drein, wenn sie ihn getragen bringen."

Der Geselle war von ihm geschieden. Seine Schritte verklangen schon in der Ferne. Fritz Nettenmair stand noch da und sah in die weißgrauen Nebel hinein, in denen der Geselle verschwunden war. Sie hingen wagrecht über den Wiesen an der Straße wie ein ausgebreitetes Tuch. Sie stiegen empor und verdichteten sich zu seltsamen Gestalten, sie kräuselten sich, flossen auseinander und sanken wieder nieder, sie bäumten wieder auf. Sie hingen sich in das Gezweig der Weiden am Weg, und wie sie diese bald verhüllten, bald frei ließen, schien es ungewiß, gerann der Nebel zu Bäumen, oder verflossen die Bäume zu Nebel. Es war ein traumhaftes Treiben, ein unermüdlich Weben ohne Ziel und Zweck. Es war ein Bild dessen, was in Fritz Nettenmairs Seele vorging, ein so ähnlich Bild, daß er nicht wußte, sah er aus sich heraus oder in sich hinein. Da war ein nebelhaftes Herabbiegen und Händezusammenschlagen um eine bleiche Gestalt am Boden, dann ein langsam wallender Leichenzug; und bald war es der Feind, bald war es der Bruder, der dort lag, den sie trugen. Bald sank es in greller Schadenfreude auf, bald sank es in Mitleid zusammen, bald mischten sich beide und das eine wollte das andere verstecken. Der dort lag, den sie trugen, ihm verzieh er alles. Er weinte um ihn; denn durch die Pausen des Grabgesangs klang leise ein lustiger Rutscher, den die Zukunft aufstrich: „Da kommt er ja! Nun wird's famos!" Und neben dem Toten lag unsichtbar eine zweite Leiche, seine Furcht vor dem, was kommen mußte, lag der arme Bruder nicht tot. Und im Sarg trieb verstohlen Fritz Nettenmairs altes joviales Glück neue Keime. Fritz Nettenmair fühlt sich ein Engel. Er wünscht, der Bruder müßte nicht sterben, weil — er weiß, daß der Bruder sterben muß.

Er geht noch immer im Nebel, als das Pflaster der Stadt schon wieder unter seinen Tritten hallt. Sein Weg führt ihn am roten Adler vorüber. Die Saalfenster sind erleuchtet. Musik klingt herab. Fritz Nettenmair bleibt stehen und sieht hinauf und bewegt unwillkürlich die Hand in der Tasche, wie sonst, als er noch Geld darin hatte, damit zu klappern. Er hat den Gesellen, den letzten Freund, von dem er mit Schmerz geschieden, schon vergessen. „Der Gesell ist ein schlechter Kerl; gut, daß er fort ist." Er hat die Vergangenheit vergessen, er vergißt die Gegenwart, denn die Zukunft ist wieder sein. Sie wohnt da oben und lacht mit hellen Augen zu ihm herab. Er hat sich so sehr daran gewöhnt, alles, was ihn drückt, mit seinem Bruder zusammenzudenken, daß er's mit ihm in ein Grab steigen sieht. An die Zerrüttung seines Wohlstandes mag er sich nicht erinnern. Er denkt nicht gern an unangenehme Dinge, ehe er sie fühlt. Ist's nicht genug, daß er weiß, er wird den Bruder verlieren? Und wenn sich die Dinge selber ihm aufdrängen, dann hilft ihm sein Leichtsinn. Wie er schnell darüber hindenkt, findet er für alles Rat, und was ihm heut nicht einfällt, das wird ihm morgen einfallen; morgen ist auch ein Tag. Und er ist einer, der —. Die Wendung, mit der er seinen Weg einschwenkt, gelingt ihm so jovial, als je.

(Fortsetzung folgt.)

Jugendstreiche.

Von Richard Gerlach.

Das Gewitter aus der Gießkanne.

Als Johann seine ersten Hosen bekommen hatte, zeigte sich schon seine merkwürdige Einbildungskraft. Er stellte abwechselnd ein Dampfschiff, einen Kanarienvogel oder einen Apachenhäuptling vor. Als Dampfschiff schnob und tutete er wie eine richtige Maschine, als Kanarienvogel trillerte und pfiff er stundenlang wunderschön auf einer Wasserflöte, und als Apache verfolgte er mit Speerwürfen und fürchterlichem Gebrüll Meiers kleine Miezekatze. Außerdem war er Tierstimmen-Imitator, indem er mit dem Affenpintscher von nebenan, der zum Morgenspaziergang auf den Hof gelassen wurde, leidenschaftliche Kläffduette veranstaltete. Bei diesen mannigfachen Geräuschen räusperte sich der alte Kruse auf seinem Balkon häufig mit Grimm, wenn es aber gar zu schlimm wurde, steckte er seinen Kopf durch den wilden Wein und rief: „Du Kujon von einem Knaben, unnützer Lümmel, willst du nicht endlich schweigen?"

Kruse beschwerte sich von Zeit zu Zeit bei den Eltern Johanns, aber er erhielt stets zur Antwort, Johann sei ein Ausnahmekind, es wäre doch eine Sünde, wenn man seine Phantasietätigkeit zu früh eindämmen wollte.

So kam es, daß Johann sich alles erlauben durfte, und daß er bald der Schrecken des Stadtviertels wurde.

Er entwickelte einen Teufelseifer und ein beträchtliches Talent, sich alle möglichen Niederträchtigkeiten auszusinnen. Eines Tages bildete er sich ein, er sei eine Gewitterwolke, eine so schwarze, wie auf dem Ölgemälde über dem Sofa im Wohnzimmer zu sehen war. Er stellte die Leiter an der Pferdestall, schaffte eine volle Gießkanne und einen Eimer Wasser auf das Dach und legte sich als drohendes Gewitter auf die Lauer. Es war ein flaches Dach, und man konnte ihn von dem Gang, der unten an den Hinterhäusern vorbeiführte, nicht sehen.

Zuweilen donnerte er leise mit dem Absatz auf die Dachpappe, zuweilen fuhr er mit dem Taschentuch in Zickzacklinien durch die Luft, was den Blitz bedeuten sollte. Schlosser Zwenge stakte unten durch den Gang, und die Gewitterwolke

kroch so weit wie es ging zurück, denn Zwenge konnte, besonders wenn er einen kleinen Schwips hatte, Maulschellen austeilen, daß es nur so klatschte. Auch den Briefträger ließ er trocken passieren, er mochte ihm nichts tun, weil Mama immer so sehnsüchtig auf ihn wartete.

Aber dann watschelte Malermeister Schwippels vierjährige Frieda heran, und das Gewitter brach urplötzlich los. Frieda fühlte Tropfen niederfallen und gaffte in die Luft. Diesen Augenblick benutzte Johann, um fix die Gießkanne und den Eimer über sie zu schütten. Frieda schoß das Wasser aus Stiefeln und Ärmeln, sie war naß wie ein Hund, weinte und schrie. Die Gewitterwolke kletterte eiligst hinab und flüchtete in den Keller, wo sie sich in einer Kartoffelkiste versteckte.

Die sehr wohlgenährte Mutter Schwippel stürzte wehklagend herbei, trug ihre Frieda in die Küche, zog sie aus, wickelte sie in wärmende Decken und hängte die nassen Kleider an den Herd.

Dann fegte sie mit großen Schritten über den Hof und klingelte bei Johanns Eltern. Sie schrie:

„Ihr Ekel hat meine Frieda naßgemacht, daß sie unten wegläuft. Das wollte ich Ihnen man bloß sagen, tut er mich dieses noch einmal, dann hau ich ihm die Knochen aus dem Leibe."

Schrie es und entfernte sich feurigen Angesichts. Johann in seiner Kartoffelkiste hatte alles gehört. Jetzt wagte er sich heraus. Sein Vater sagte ernst zu ihm:

„Johann, wenn du ein Herrenmensch werden willst, darfst du dich mit dem gewöhnlichen Volke nicht in so familiäre Vertraulichkeit einlassen."

Johann feixte mit beiden Backen.

*

Die Mettwurst.

Johanns Eltern fuhren auf acht Tage ins Riesengebirge und quartierten ihren Sohn solange bei guten Bekannten ein. Johann hatte sich inzwischen zu einem Knäblein von zehn Jahren ausgewachsen, er ging im vierten Sommer zur Schule. In der befreundeten Familie gab es auch einen Sohn, Hermann, einen gutmütigen Musterknaben, der immer tadellose Zeugnisse nach Hause brachte und zu Aufregungen keinen Anlaß gab. Wenn die beiden Knaben zusammen waren, übernahm Johann regelmäßig die Führung und Hermann machte alles gewissenhaft mit. Johann hatte einen Schlüssel zur elterlichen Wohnung, und am vierten Tage der neuen Freundschaft unternahmen die beiden eine Expedition dahin. Es war ein ganz eigenartiges Gefühl, als sie allein in der großen Wohnung waren, ohne Aufsicht, vollkommen sich selbst überlassen. Johann, der schon rauchen konnte, steckte sich eine Zigarette an. Hermann tat mit, und eine Zeitlang saßen die beiden jungen Herren schweigend und qualmend in Papas Zimmer, wo sie sich in den Klubsesseln niedergelassen hatten.

Das wurde aber bald zu langweilig. Sie gingen in das Schlafzimmer, und Johann schloß einen Kleiderschrank auf. Sie stiegen zusammen hinein, begannen eine Balgerei und rissen Mamas sämtliche Kleider von den Bügeln. Dann ließen sie die Badewanne voll Wasser laufen. Johann hatte in einem Schaufenster etwas von wasserdichten Stiefeln gelesen. Sie beschlossen, sämtliche erreichbare Stiefel auf ihre Wasserdichtigkeit zu prüfen und warfen alles Lederzeug, was ihnen in die Hände fiel, in die Wanne.

Hiernach revidierten sie die Speisekammer. Für Kartoffeln, Mehl, Eier und Marmelade hatten sie nicht viel übrig. Hingegen fanden die langen Mettwürste, die unter der Decke hingen, ihr Wohlgefallen. Sie schnitten eine ab, teilten sie genau in der Mitte, zogen die Haut herunter und begannen dann wie auf Kommando um die Wette ihr Teil hinabzuschlingen. Johann erwies sich bei weitem als der Tüchtigere; er war schon fertig, als Hermann noch ein Viertel der Wurst an die Kinnladen preßte.

Als sie die Mettwurst solcher Weise verdrückt hatten, stiegen ihnen starke Bedenken über die Berechtigung ihres Tuns auf, und Hermann wollte unbedingt ins Freie. Aber Johann sagte, jetzt dürften sie nicht aufhören, sie müßten einen richtigen Einbruch inszenieren, sonst würden sie entdeckt. So rissen sie alle Schubladen auf und streuten den Inhalt über das Parkett. Sie kippten einige Schränke um, und hatten in kürzester Zeit das Unterste zu oberst gekehrt.

Dann schlossen sie die Wohnung wieder ab und schwebten vier Tage lang zwischen Hoffen und Bangen. Endlich kamen die Eltern zurück. Gab das einen Lärm, als die Wohnung aufgeschlossen wurde. Vater schimpfte auf die Polizei, Mutter fiel in Ohnmacht. Bald erschienen ein Kriminalkommissar und ein Versicherungsbeamter. Zwei Tage gingen darüber hin, bis die Ordnung einigermaßen wieder hergestellt war. Zum Staunen aller Beteiligten fehlte nichts als eine einzige Mettwurst. Johann wurde verhört und leugnete hartnäckig. Aber Hermann gestand schließlich.

Hermann bekam von seinem Vater eine rechtschaffene Tracht Prügel. Johann mußte acht Tage lang nichts als Mettwurst essen.

„Damit du einsiehst, daß nichts schimpflicher ist, als materiellen Instinkten nachzugehen", sagte der Vater. Mama aber fütterte ihr armes Kind heimlich mit Schokolade.



*** Die drei Grazien auf der Schlangenjagd.** Drei anmutige junge Damen, die als Forschungsreisende im Auftrag der Neuyorker Zoologischen Gesellschaft die Urwälder von Britisch-Guinea nach seltenen Tieren absuchten, haben das gefährliche Kunststück fertig gebracht, eine neun Fuß lange Regenbogen-Riesenschlange zu fangen. Das Untier, das einen Durchmesser von einem halben Fuß hat, ist das erste seiner Art, das lebendig nach Neuyork gebracht wird. Die drei Grazien, die sich diesem merkwürdigen Sport im Urwald hingaben, sind Ruth Roso, Isabel Cooper und Helene Tee Van; sie fingen die gewaltige Schlange mit ihren bloßen Händen und waren mehr als einmal in dringender Gefahr, von der Riesenschlange umringelt und zerdrückt zu werden. Die Boa Constrictor hat bekanntlich die Eigentümlichkeit, sich um ihr Opfer zu winden, ihm alle Knochen zu zerbrechen und es dann im ganzen herunterzuschlingen. „Wir befanden uns in einem kleinen Lager im Urwald ganz allein," so erzählen die Damen, die nach einer Abwesenheit von sechs Monaten nach Neuyork zurückgekehrt sind, von diesem Abenteuer. „Die Herren unserer Expedition waren auf drei Tage fort, um neue Beute zu machen. Da hörten wir plötzlich durchdringende Schreie der eingeborenen Frauen, die in höchster Angst zu uns liefen. Wir stellten fest, daß sich eine Regenbogen-Riesenschlange unter dem Dickicht verborgen hatte. Wir beschlossen sofort, sie lebendig zu fangen. Wir wußten, daß das riesige Tier uns auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war, wenn wir es am Hals packen und genügend lange halten konnten. Wir packten also alle drei zu gleicher Zeit zu, und der Kampf begann. Wir fanden, daß die Schlange sehr viel größere Kräfte hatte als wir erwartet hatten, und ein paarmal war es nahe daran, daß sie uns umwunden hätte. Wir ließen nicht locker, und als sie völlig erschöpft war, konnten wir sie in eine große Kiste stopfen, die wir zu diesem Zweck vorher herbeigebracht hatten."

*

*** Die tätowierten Grafenzwillinge.** Der Graf von Leven und Mellville führt einen der ältesten Titel — Viscount Balgonie — in Schottland, der auch auf den ältesten Sohn übergeht. Der Älteste erbt gleichzeitig die beiden Grafschaften des Vaters, während der jüngere hierauf verzichten und sich mit dem Titel eines Honorable (Edler von ....) begnügen muß. Nun geschah es, daß vor einigen Tagen die Gattin des Grafen von Zwillingen genas, und zwar war der eine drei Minuten älter als der andere. Um nun späteren Mißverständnissen und Komplikationen vorzubeugen, wie sie schon in königlichen und adeligen Familien der Vergangenheit vorgekommen sind, ließ man die Zwillinge sofort nach der Geburt von dem Hausarzt tätowieren, um sie deutlich voneinander unterscheiden zu können. Der älteste Sohn bekam auf den linken Arm die Grafenkrone tätowiert, wobei der jüngere aus Sympathie kräftig mitgeheult haben soll. Damit nicht der jüngere auf den Einfall kommen solle, sich an der gleichen Stelle die Grafenkrone in den Arm stechen zu lassen, erhielt der jüngere dort, wo sein älterer Bruder die Krone trägt, das Familienwappen tätowiert. Eine eigenartige Vorsorge, die immer noch harmloserer Natur ist, als die Gepflogenheiten zu alten Zeiten, nach denen der jüngere meist ausgesetzt oder getötet wurde.

*

*** Ein Kathederscherz.** An demselben Tage, an dem Friedrich Theodor Vischer, dem berühmten Kunstgelehrten, der Erlaß zugestellt wurde, durch den ihm eine ernste Warnung wegen seiner Äußerungen wider den religiösen Glauben erteilt und ihm das Halten von Vorlesungen auf zwei Jahre untersagt wurde, wurde ihm sein erster Sohn geboren. Zur gewohnten Stunde betrat er das Katheder mit den Worten: „Meine Herren! Ich habe heute einen großen Vischer und einen kleinen Vischer, eine kleine Unmuße und eine große Muße erhalten."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.